



ZUM INNEREN LEBEN

Real präsent

Die neue Welt Gottes, die mit dem Leben und der Verkündigung Jesu schon begonnen hat, will sich weiter entfalten. Der entscheidende Durchbruch geschah durch den Tod und die Auferstehung Jesu. Und immer dann, wenn in der Liturgie dieses zentrale Ereignis gefeiert wird, sollen die Glaubenden mitgerissen werden: Sie sterben mit Jesus und stehen heute schon auf zu neuem Leben... Für den Glaubenden wird das Gefeierte real präsent und geschieht in der Echtzeit des Jetzt.

Andreas Knapp in: „Vom Segen der Zerbrechlichkeit. Grundworte der Eucharistie“ (Echter, Würzburg 2018)

Ehrfurcht

Wenn die Menschen nicht lernen, ihre materiellen Bedürfnisse einzuschränken und untereinander zu teilen, wird die Menschheit zugrunde gehen. Wo aber sind die moralischen Kräfte zu finden, die instand wären, die unselige Entwicklung umzustossen? Nur bei denen, die Werte höherer Ordnung erkannt haben. Wie der Mann im Evangelium, der einen auf dem Feld verborgenen Schatz gefunden hatte und fähig war, alle seine Habe herzugeben, um das Feld und den Schatz zu erwerben.

Die Spannung zwischen „Können“ und „Dürfen“ kennzeichnet das Paradox der heutigen Zivilisation. Was ist also die Alternative zu der Haltung eines Menschen, der im Namen seiner „Selbstverwirklichung“ die anderen sowie seine Umwelt manipuliert? Der Begriff „Ehrfurcht“ taucht hier auf. Es gibt keine Kultur ohne Ehrfurcht vor sich selbst, vor dem Nächsten, vor der Natur, vor Gott. Tomáš Halik in: „Starker Wein, nicht lauwarmes Wasser“ (Sankt Benno Verlag, Leipzig 2017)

Mein kleiner Glaube

Mein Glaube ist klein, viel zu klein für diesen großen Gott, für seine Schöpfung voller Wunder, für die Nähe seines Sohnes ... und für das Wirken seines Geistes in unsrer Mitte.

Und Gott sagt: Das macht nichts! Gib mir deinen kleinen Glauben. Ich mach mir daraus, was ich brauche. Strecke ihn mir entgegen jeden Tag! Heinz Detlef Stäps in: „Messbuch 2019“ (Butzon & Bercker, Kevelaer 2018)

Himmlisches Navi

Vertraut dem Navi.

Bitte wenden.

Kehrt um.

Die gute Nachricht:

Sie haben Ihr Ziel erreicht.

Das Reich Gottes ist da.

Harald E. Gersfeld

Was riskieren wir?

Die Reformdebatte in der katholischen Kirche duldet keinen weiteren Aufschub. Es braucht jetzt dringend noch mehr: eine Reformoffensive. Der „synodale Weg“ in Deutschland und die Amazonas-Synode im Vatikan wollen Zeichen setzen. Doch der Widerspruch ist enorm. Ein jesuitischer Aufschrei in christlich dramatischer Zeit.

Von Andreas R. Batlogg

Es ist verheerend, nicht mehr zum Aushalten, wie sich die katholische Kirche zurzeit um Kopf und Kragen redet. Wie sie in Grabenkämpfen versinkt, sich gegenseitig die Rechtgläubigkeit abspricht, unlautere Motive unterstellt. Riskieren wir wirklich die „Einheit mit Rom“? Wer setzt dieses und weitere Schreckensszenarien in die Welt – und warum? Die wieder um sich selbst kreisende, nur mit sich selbst beschäftigte Kirche, vor der der argentinische Jesuit Jorge Mario Bergoglio in der Kardinalsversammlung vor der letzten Papstwahl 2013 gewarnt hat – sie stößt viele Menschen ab. Ist das die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils, die sich anschickte, auf die Höhe der Zeit zu kommen?

Auch viele engagierte Katholikinnen und Katholiken haben „Kirche“ längst abgeschrieben, wenn auch nicht immer lautstark und offiziell, sie stillschweigend zur „Kirche im Koma“ erklärt – in der Hoffnung auf einen „gnädigen Tod“. Und nicht wenige haben sich in die innere Emigration zurückgezogen. Wertvolles (Gestaltungs-) Potenzial geht so verloren. „Sollen die doch evangelisch werden!“, rufen ihnen – ökumenisch wenig sensibel und dumm obendrein – manche nach. Das tut weh.

Ein „Jahrhundertprogramm“

Die jetzt beginnende Amazonas-Synode in Rom (bis 27. Oktober), der „synodale Weg“ in Deutschland, dessen erste Plenartagung am ersten Adventsonntag im Frankfurter Kaiserdom zusammentritt: Beide Ereignisse sind mit hohen Erwartungen verbunden (und überfrachtet). Beide Ereignisse wurden und werden im Vorfeld kaputtgeredet und kaputtgeschrieben. Der Münsteraner Theologe Michael Seewald bringt es auf den Punkt: „Ausblick: Kein Kredit mehr“. So der Titel seiner Schlussüberlegungen in dem aktuellen Buch „Reform. Dieselbe Kirche anders denken“. „Die Rufe nach Reform, die manchem in der Kirche lästig erscheinen, lassen sich nicht einfach in die Verfallsnarrative eines angeblichen Unglaubens oder einer zunehmenden Veräufserung des Glaubens einordnen.“

Genau darin jedoch üben sich im Moment Bewahrer und Besorgte, die sich oft päpstlicher als der Papst geben – und dabei süffisant betonen: Auch Franziskus steht nicht über dem Wort Gottes, er kann die katholische Lehre nicht ändern, die Tradition nach seinem Belieben verdrehen. Tut er das denn? Will er das denn? Ist ihm, der so lange mit seinem Amt fremdelte, die Kirche entglitten? Regiert der Bischof von

Rom (noch)? Oder lässt er alles laufen – ins Chaos? Hat ihn der Mut vor den eigenen Reformabsichten verlassen? Gilt sein Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“, über die „Freude des Evangeliums“ (2013), noch, sein – wie Kardinal Walter Kasper es nannte – „Jahrhundertprogramm“ für eine Erneuerung der Kirche? Weicht Franziskus den „Hardlinern“ im Vatikan? Siegt wieder einmal der Apparat? Steuern wir auf ein Schisma zu? Auch nachzulesen bei Seewald: Kein Geringerer als Pius XII. hat in einer Apostolischen Konstitution 1947 festgestellt, dass „alle wissen, dass die Kirche, was sie festgelegt hat, auch verändern und abschaffen kann“. Es lohnt sich, im „Denzinger-Hünemann“, dem Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, den Zusammenhang nachzuschlagen (DH 3858).

„Yes we can“?

„Der Kredit einer bestimmten Form, Kirche zu sein, ist erschöpft. Dass andere, denkbare Formen des Kircheseins den Sprung aus dem Möglichen in das Wirkliche, aus dem Denkbaren in die Realität schaffen, muss mit Skepsis, aber nicht ohne Hoffnung abgewartet und mit Stärke, aber nicht ohne Liebe erstritten werden.“ Mit diesem Satz endet das Buch von Seewald, dessen Lehrstuhl einst Karl Rahner und dann Herbert Vorgrimler innehatten. „Dieselbe Kirche anders denken“: skeptisch, aber nicht hoffnungslos abwarten? Stark, aber nicht lieblos erstreiten? Mir fällt der Glaube daran zunehmend schwer. Auch die Zuversicht eines Jesuiten ist nicht grenzenlos. Und es schmerzt, selbst im engsten Freundeskreis und unter Verwandten Desinteresse festzustellen, den lautlosen Auszug mitzubekommen. Kirche ist (fast) kein Thema mehr. Auch nicht mir zuliebe.

Es ist anstrengend, gegen alle Anzeichen der Enttäuschung, der Frustration zu hoffen, dass sich etwas ändern kann. „Yes we can“ – Barack Obamas Wahlkampfslogan von 2008 wurde auf Papst Franziskus übertragen: Es geht auch anders als in den altbekannten Formen und auf ausgetretenen Wegen. Keine pastoralen Quasi-Lösungen mehr, keine theologischen Spitzfindigkeiten, keine intellektuellen Pirouetten. Sondern: an der Not der Menschen ansetzen, Wunden heilen, uns nicht abfinden mit einem „Das war schon immer so, da können wir nichts ändern“. „Dann“, so Franziskus im Sommer-Interview 2013, „können wir von allem anderen sprechen“. Aber eben in dieser Reihenfolge! Zuerst den Menschen sehen: den verwundeten, den gekränkten, den gedemütigten, den verlorenen, den erschöpften, den frustrierten, den suchenden Menschen.

Bleiben oder gehen? So fragen nur mehr die Unverwundlichen, nicht mehr diejenigen, die mit einer Männer- und Machokirche abgeschlossen, andere Orte und Formen für ihre religiöse Sehnsucht gefunden haben jenseits der institutionellen Kirche(n). Ob man das dann soziologisch Sektierertum nennen mag oder sonstwie, ist ihnen egal. Ich erhalte mich immer wieder dabei, dafür Verständnis aufzubringen. „Maria 2.0“: Die Bewegung kommt

aus dem katholischen Urgestein, nicht von „linken Rebellinnen“. Ihre Streiks erfolgen aus pastoraler Notwehr.

Es fehlt nicht an Manifesten und Plädoyers, an Weckrufen und Warnungen aller Art aus den verschiedensten Richtungen. Und an Aufrufen zum Gebet. Ich frage mich: Beten wir alle (noch) zu demselben Gott? Es fehlt auch nicht an klugen Büchern und Artikeln zur Reform der Kirche. Aber nicht einmal darin, dass die Kirche reformbedürftig sei – ist sie überhaupt reformfähig? –, besteht Einigkeit. Überlastete Pfarrer schauen, dass sie ihren „Betrieb“ noch irgendwie hinkriegen. Der „Ordinariatskatholizismus“ lebt sein Eigenleben. Bei Anstellungen wird mehr als auf die Qualifikation auf das „erweiterte Führungszeugnis“ geschaut. Chronisches Misstrauen regiert unsichtbar mit. Und die Bischöfe? Die einen hoffen, dass „der Sturm“ vorüberzieht, dass sich alles aussitzen lässt, auch wenn sie es nicht laut sagen. Die anderen haben erkannt: Es geht ums Eingemachte, es wird nie mehr so sein wie früher. Aber welche Konsequenzen ziehen sie daraus?

Bei der Herbst-Vollversammlung der deutschen Bischofskonferenz im September 2018 hieß es: „Die Menschen glauben uns nicht mehr. Wir müssen handeln und dann hoffen, dass man uns wieder vertraut.“ Das sagte der Vorsitzende, Kardinal Reinhard Marx, unter dem Eindruck der umfangreichen Studie über sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Kleriker. In der Frühjahrs-Vollversammlung 2019 hat sich die Bischofskonferenz zu einem „synodalen Weg“ durchgerungen. Ohne Gegenstimmen. Dann wurde nach und nach bekannt, dass es Enthaltungen gegeben hat. Vorbei mit der angeblichen Einmütigkeit (und Einsicht). Vor einem „deutschen Sonderweg“ wurde und wird gewarnt, das Gespenst einer Los-von-Rom-Bewegung wird an die Wand gemalt. Bei einer Akademieveranstaltung in München sagte die Tübinger Theologin Johanna Rahner: „Wir stehen nicht vor einer Spaltung, wir haben sie bereits, nur traut sich keiner, offen darüber zu reden.“ Man nimmt's zur Kenntnis – und macht weiter. Jeder in seiner Blase: die Bischöfe, die Theologen, die Pfarrer, selbst eine Jesuitenkommunität.

Rom gab keine Antwort

Dass sich die Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der Katholiken als Laienvertretung zusammengetan haben zu einem „synodalen Weg“, sollte eigentlich ermutigen. Politik ist die Kunst des Machbaren: Das gilt auch in der Kirche. Aus guten Gründen wurde daher auf eine Synode verzichtet. Jeder weiß doch, warum in den letzten Jahren, bis auf wenige Ausnahmen, auf Formate wie „Gesprächsforum“, „Dialogprozess“ und so weiter ausgewichen wurde. Fast fünfzig Jahre nach der Würzburger Synode der westdeutschen Bistümer mit zig Voten, die nach Rom geschickt wurden, jedoch unbeantwortet blieben, sitzt das Trauma der Vergleichen tief (vgl. CIG Nr. 39, S. 425). Da wird gearbeitet, gedacht, gerungen, gebetet, und wenn ein Bischof nicht zustimmt, ein Papst Nein sagt, Rom überhaupt nicht reagiert, war alles umsonst. →